

## 10] Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

Helge fühlte sich tiefer getroffen von den Worten des Freundes, als er bei sich selbst zugeben oder zeigen mochte. Für den Augenblick war das rothaarige Mädchen aus seinem Bewußtsein verschwunden, und er sah einen schwarzen, hohen Himmel, an dem weder Wolken noch Sterne hingen. Das war der wirkliche Hintergrund seines Lebens, des Lebens aller anderen, wenn nicht jeder einzelne ihn ausstattete, dekorierte, schmückte mit den eigenen Traumattributen. Ein kaltes, unbarmherziges Nichts. Längst schon war er sich darüber klar, daß sein Zeichnen und Malen, seine Künstlerbestrebungen eitel waren. Er konnte unter den Umständen, wie sie nun einmal waren, nie etwas anderes werden als ein Stümper. Aber er hatte, voll Entsetzen, diesen Gedanken so tief wie möglich hinuntergeschoben in sein innerstes Ich, aus dem er doch immer öfter wieder auftauchte wie ein Kobold aus seinem Kasten. Jetzt hörte er ihn aufs neue und suchte sofort sich zu verstellen.

— Lieber Hugo —

Aber der Ton genügte. Griff warf ihm einen schönen, traurigen Blick zu und redete weiter, mit abgewandtem Gesicht, damit die andern ihn nicht hören sollten:

— Nein, nein, Helge — laß das nur mir gegenüber. Ich kenne Dich besser, als Du Dich selber kennst. Du hast Talent, aber Du hast Dich nie entwickeln können, niemals eine Erziehung gehabt. Die mußt Du Dir selbst verschaffen. Aber dabei gehörst Du auch zu den Menschen, die vor sich selber Komödie spielen. Und Du hast das so lang getan, daß es zur unentbehrlichen Gewohnheit geworden ist. Die zehn Jahre hier haben diese Gewohnheit soweit dahin entwickelt, daß Du nun auch Komödie spielst vor anderen. Du läufst vor allen mit einer Maske herum und fürchtest Dich davor, Dein wirkliches Ich sehen zu lassen, weil Du glaubst, daß es zu weich ist und zu nichts taugt. Und so spielst Du Komödie — Du hättest eigentlich Schauspieler werden sollen — bis es Dir zur Natur geworden ist. Das ist auch ganz gut so; aber siehst Du: manchmal bricht trotzdem Dein inneres, wirkliches Ich hindurch, und da sehen Dir dann die anderen in die Karten und fürchten sich entweder oder ärgern sich. Und das ist nicht gut, Helge; denn Du wirkst falsch gegen andere; sogar gegen Deine besten Freunde; und — was das schlimmste ist von allem: Du wirkst falsch gegen Dich selbst.

Hier wollte Bendel, beschämt und zornig, ihn unterbrechen; aber Griff wehrte mit der Hand ab.

— Ich höre schon auf, Freund Bendel. Aber paß mal auf: Wie haben Deine Augen gesehtet, und wie war Dein ganzes Gesicht rosig und frisch, wie bei einem jungen Mädchen, als Du von gestern erzähltest. Und gleich warst Du bei der Hand, das alles miteinander zu widerrufen, aus irgendeiner falschen Idee heraus, als wäre das das Richtigere. Ich müßte ja ein Idiot sein, und Mauritz ebenso, wenn wir nicht diese sehr deutlichen Manöver durchschauten. Aber, hol's der Teufel, ich meine, Du solltest von hier weg; nicht bloß von der Linie oder Chicago; sondern ganz aus dem Land. Du solltest heim nach Schweden, ehe es zu spät ist.

— Heim — nach Schweden? rief Helge in aufrichtigem Erstaunen.

— Ja! heim — nach Schweden. Du taugst nicht hierher. Du taugst weniger hierher als andere, weil Du mehr Eigensinn hast und mehr Widerstandskraft. Du bist ein Egoist, das wissen die Götter, wie wir anderen auch; aber Dein inneres Ich, Deine Zweifelhaftheit, ist Dir im Weg und stellt Dir ein Bein, wenn es just am wenigsten paßt. Und darum kommst Du hier nie weiter.

— Du hast recht, murmelte Helge, insgeheim gerührt über dies Wohlwollen, das dem Freund so uneigennützig Worte der Wahrheit auf die Rippen legte und sie ihm ungehört über die Lippen kommen ließ.

Hannover hatte ein paarmal verwundert zu Griff herübergesehen, hatte aber absichtlich seine scherzende Unterhaltung immer lauter weitergeführt, um die Freunde un-

gestört miteinander reden zu lassen. Jetzt aber unterbrach er sie.

— Es wird Zeit, Jungens. Fräulein Nilsson hat mir die ganze Familiengeschichte der Familie Melgström erzählt. Der Alte hat sich in Landspekulationen ruiniert, und die zwei ältesten Kinder sind hierher ausgewandert. Sie konnten ein bißchen singen und hatten Geschmack, und so kamen sie als Choristinnen an ein Operettentheater. Und jetzt sind sie Stars. Aber sie erhalten dabei die ganze Familie daheim, lassen die Brüder studieren usw. Hol' mich der Teufel, wenn das nicht alle Hochachtung verdient! Hol' mich der Teufel! Und damit schlug der Doktor mit der Hand auf den Tisch und stand auf.

Das Modell lächelte.

— All das werd' ich Lilly erzählen, wiederholte sie mehrere Male.

— Werden sie hier auftreten? fragte Helge.

— Nein, nicht jetzt. In ein paar Tagen haben sie ein Engagement in Newyork, wo sie auch wohnen — für den ganzen April und Mai. Aber den ganzen Juni durch werden sie im Masonic-Temple Roofgarden singen, als das Duettistenpaar Fanchetti sisters.

Der junge Schotte, Mc Kenzie, der sich, noch bleicher als zu Beginn der Wahlzeit, ebenfalls erhoben hatte, mischte sich hier mit einer Entschuldigung ins Gespräch.

— Entschuldige mich, aber ich glaube, ich habe den Namen Fanchetti sisters gehört. Wenn die Damen und Herren sie noch nicht gesehen haben, so gehen Sie ja und sehen Sie sie. Unvergleichlich! Einfach unvergleichlich.

Und er machte eine Verbeugung, daß das lange, rabenschwarze Haar in einer schweren Welle über die elfenbeinweißen Stirn herabfiel.

— Pfui Teufel, sagte Hannover. Der Kerl sieht so lasierhaft aus, daß er fast perbers schön wirkt.

Fräulein Nilsson entfernte sich eilig, entsetzt über diesen ihrer Gesinnung nach derben Auspruch, der den Unterhaltungsmöglichkeiten ungeahnte Perspektiven zu eröffnen schien.

— Dank Dir, Hugo, sagte Bendel, dem Freund die Hand drückend. Aber ich werd' es bald nicht mehr wagen, mit Dir zu reden, sondern werde in der Taubstummensprache sprechen müssen. Denn ich werde jetzt immer das Gefühl haben, als schwindelte ich den Deuten was vor.

— Das tun wir alle, mein Junge.

— Hölle und Teufel, Himmelkreuzdonnerwetter! lärmte Hannover im Vorzimmer. Irgend so ein verfluchter Yankee hat meinen Hut mitlaufen lassen! Hören Sie, Frau Brantstrom, wenn diese Schlamperie so fortgeht, so nehme ich Sie vor zu doppelter Massage, Bauch und —

— Still doch! rief Griff, wir müssen die State-Elektrische noch erreichen, wenn ich zur rechten Zeit ins Geschäft kommen soll. . . .

Und zu Helge gewandt:

— Gehab Dich wohl, alter Junge! Läßt Du Dich einmal bei Kugel sehen heute nachmittag? Damit ich höre, wie es mit dem roten Haar steht. Denn siehst Du — das könnte der Anfang sein zu Deiner Befreiung. Und daß es gefährlich ist, glaube ich nicht; denn ich glaube nicht, daß Du jemals so was so ernst nehmen wirst, daß Du Dich nicht mehr losreißen kannst. . . .

— Da irrst Du Dich, sagte Helge.

— Nein, nein.

— Im Gegenteil. Wenn ich einmal — — aber das ist ja unmöglich — —

— Na — weiter? Wenn Du —

— So wäre ich fest.

— Weiß der liebe Gott, sagte Griff — ich glaube wahrhaftig, Du bist noch unschuldiger, als ich ahnte. Du meinst doch nicht etwa — —

— Jawohl, fiel ihm Bendel bestimmt ins Wort, das meine ich. Und das hat mich immer sehnsüchtig gemacht — und furchtsam — —

Und es war wahr, was er da sagte — er glaubte es selbst.

Auf der Straße war es Mauritz, der die Abschiedsparole ansagte.



— Verrenn' Dich nur nicht in eine Liebchaft. Das flingt alles ganz gut und schön: die Eltern daheim unterstücken; aber daß man das alles auf dem Podium verdient — das wird man wohl keinem weismachen können — was? Und diesen gutgemeinten Zynismus brüllte der Doktor hinaus mit einem Gesicht, so fürchterlich wie eine Mollschmähle.

(Fortsetzung folgt.)

## Eine materialistische Soziologie.

Das Werk Müller-Lyers.

2. Friedrich Engels und nachher.

Von allen gesellschaftlichen Einrichtungen erscheint dem in den Anschauungen des Alltags aufgewachsenen Menschen keine so unveränderlich, so sehr dem historischen Wandel entrückt wie die Familie. Daß die Staatsformen sich ändern, erfährt er aus der Zeitung, und in den letzten zehn Jahren hatte man ja erfreulich oft Gelegenheit, solche Veränderungen zu beobachten. Auch die Religion erscheint wandelbar; in der Schule lernt man ja schon, daß das Christentum erst ziemlich spät entstanden ist, und daß andere Religionen vor ihm da waren. Und selbst, daß die Moral nicht unveränderlich ist, lehrt die Bibel selbst. Wollte heute jemand das Leben der Erzväter wiederholen, er käme nicht nur mit unseren Moralanstimmungen, sondern auch mit Polizei und Gericht in recht häufigen Konflikt. Unveränderlich aber wie ein Fels in der Brandung scheint die Familie dazustehen als die Zelle, aus der sich erst der gesellschaftliche Organismus aufbaut. Zwar zeigt uns auch schon die Bibel, daß die Familienverhältnisse einst andere waren als heute, daß insbesondere in jenen Zeiten Vielweiberei herrschte, aber dieser Unterschied erscheint nicht gar so wesentlich. Seit damals, werden wir belehrt, hat sich eben die Gesittung gehoben, und die verlangt, daß sich jeder Mann, wenigstens offiziell, mit einer Frau zufrieden gibt. Und sie bewirkt auch, daß sich die Stellung der Frau allmählich hebt. Ihre Unterordnung hat allerdings von jeher bestanden und wird daher auch weiter bestehen bleiben.

In diese so ruhige Betrachtungsweise haben nun Geschichtsforschung und vergleichende Völkerkunde zugleich gewaltige Löcher gerissen. Es hat sich gezeigt, daß die Familie im Laufe der Jahrtausende schon die manniglichsten Wandlungen mitgemacht hat, daß es sogar eine Zeit gab, wo sie überhaupt nicht bestand und daher auch nicht die Urzelle des gesellschaftlichen Organismus abgeben konnte, und sogar — was bis dahin als geradezu selbstverständlich betrachtet worden war — daß das Weib dem Manne stets hörig und untertan war, zeigte sich für gewisse gesellschaftliche Verhältnisse als unrichtig. Ja, man fand Zeiten und Völker, die eine ausgesprochene Bevorzugung der Frau, ja ihre Herrschaft gekannt haben.

Diese Entdeckungen erschütterten die ganze Anschauungsweise in den Sozialwissenschaften mächtig. Sie wurden starke Stützen der Entwicklungstheorie, und mit dem größten Eifer stürzte sich die junge Wissenschaft auf die Aufgabe, Ordnung zu bringen in das scheinbar wirre Chaos der neuentdeckten Tatsachen, die Geleise ihrer Entwicklung zu erforschen; und da war es von größter Bedeutung, daß einer der hervorragenden Forscher auf diesem Gebiet, Lewis H. Morgan, die Abhängigkeit der Familienformen von der Wirtschaft entdeckte. Diese Tatsache bot der von Marx und Engels aufgestellten materialistischen Geschichtsauffassung eine willkommene Bestätigung und Ergänzung, und so wurde das Buch Morgans von unseren beiden Altmeistern mit großer Freude begrüßt, und Engels schrieb auf Grund von Morgans Forschungen sein Buch „Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates“.

Dieses Buch hat für die Aufklärung und geistige Fortbildung des Proletariats eine gewaltige Bedeutung erlangt. Ungezählte Tausende von Proletariern haben direkt oder indirekt aus ihm gelernt, daß selbst die Verhältnisse der Gesellschaft, die zunächst als die unwandelbarsten erscheinen, doch derselben Veränderlichkeit unterworfen sind wie alle anderen, und daß auch hier sich der Grundtatsache bewährt, daß die übrigen gesellschaftlichen Verhältnisse jeweils abhängig sind von den wirtschaftlichen.

Aber seit der vierten Auflage dieses Buches von 1891, der letzten, die Engels selbst noch revidieren konnte, hat die völkerkundliche Forschung ungeheure Fortschritte gemacht. Ein gewaltiges Material ist zutage gefördert worden, und zahlreich sind die Versuche, diese Tatsachen entweder mit den älteren Anschauungen in Einklang zu bringen oder sie neu zu gruppieren und neue Anschauungen aus ihnen zu gewinnen. Die Literatur über diese Fragen ist mächtig angeschwollen, und heute ist es dem Laien kaum mehr möglich, sich hier ohne verlässlichen Führer zurecht zu finden.

Einen solchen Führer besitzen wir nun in Müller-Lyers Buch „Die Familie“. Seine Darstellung der ungeschichtlichen Zustände und Verwandtschaftsverhältnisse ist der von Engels entschieden überlegen, und zwar nicht nur an Fülle der Tatsachen, sondern auch, und das ist besonders interessant, an Konsequenz in der Anwendung der materialistischen Geschichtsauffassung. Es ist das nicht ein spezielles Verdienst Müller-Lyers. Die urgeschichtliche und völkerkundliche Forschung ist durch die Gewalt der Tatsachen selbst immer mehr in diese Bahn gelenkt

worden. Nicht nur ein marxistischer Forscher wie Cunow, sondern auch andere Vertreter der Urgeschichte und der Völkerkunde legen immer größeres Gewicht auf die ökonomischen Grundlagen, deren genaues Kenntnis den Aufbau der Gesellschaft und besonders die Verwandtschaftsverhältnisse erst verständlich macht. Es ist gewiß ein glänzender Beweis für die Fruchtbarkeit der materialistischen Geschichtsauffassung, daß Forscher, die ihr von vornherein teilnahmslos oder sogar ablehnend gegenüberstanden, durch die Tatsachen selbst gezwungen wurden, nicht nur diese Methode anzuwenden, sondern dies so, oder teilweise konsequenter, folgerichtiger zu tun, als es Engels möglich war.

Engels hat im Anschluß an Morgan die frühesten Entwicklungsstufen der Menschheit in Unter-, Mittel- und Oberstufe der Wildheit und ebenso in drei Stufen der Barbarei eingeteilt, und diese einzelnen Stufen werden vornehmlich durch bestimmte technische Erfindungen charakterisiert, wie die des Feuers, von Weil und Bogen, der Löffelkunst usw. Diesen so gebildeten Stufen entsprechen dann jeweils bestimmte Formen der Verwandtschaftsorganisation. Zuerst aller Wahrscheinlichkeit nach regelloser Geschlechtsverkehr. Aus diesem entwickelt sich die Mutterverwandtschafts- und weiter die sogenannte Nunalinafamilie, aufgebaut auf einer eigentümlichen Form der Gruppenehe. Hieraus entwickelt sich dann die „Paarungsfamilie“ und als letzte bisher erreichte Stufe die „monogame Ehe“.

Sieht man genauer zu, so ist ein Zusammenhang zwischen jenen technischen Erfindungen, durch die jene Entwicklungsstufen charakterisiert werden, und den Verwandtschaftsformen, die ihnen entsprechen, allerdings kaum zu finden. Tatsächlich hat sich ja auch Engels dadurch gezwungen gesehen, an der materialistischen Geschichtsauffassung sehr bedeutende Einschränkungen vorzunehmen. Die Änderungen der verwandtschaftlichen Organisationsformen hängen bei ihm nicht vom dem ökonomischen Aufbau der Gesellschaft ab, sondern teils von rein biologischen Faktoren, von der Sänftigung der Sitten, von der Unmöglichkeit des Nachweises der Vaterschaft usw., teils einfach von dem Anwachsen des Reichtums. Die durch den regellosen Geschlechtsverkehr und die dadurch herbeigeführte Unsicherheit der Vaterschaft bedingte Notwendigkeit, die Verwandtschaft nach der Mutterfolge zu berechnen, soll zu einer besonderen Würdigung der Frau führen, die dadurch nicht nur dem Manne gleichgestellt, sondern ihm vielfach sogar übergeordnet wird. Erst der wachsende Reichtum gebe den Anreiz, Privateigentum vom dem Besitz der mütterlichen Sippe abzusondern, damit aber auch, legitime Erben zu zeugen, auf die dieses Eigentum übergeben könnte. So sei die Einzelfamilie entstanden, in der der Mann, der Vater herrschte. „Der Umsturz des Mutterrechts war die weltgeschichtliche Niederlage des weiblichen Geschlechts.“

Die neuere Forschung hat gezeigt, daß die wirtschaftsgeschichtliche Grundlegung dieser Theorie ungenügend und daß die Folgerungen zum großen Teil irrig sind, aber auch, daß jene Einschränkungen der materialistischen Geschichtsauffassung, zu denen sich Engels genötigt glaubte, ganz überflüssig, ja irreführend sind.

Die wichtigste Entdeckung, die in dieser Hinsicht gemacht wurde, und die auch Müller-Lyer mit besonderem Nachdruck hervorhebt, ist die von der primitiven Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, wonach der Mann sich der Erwerbung hauptsächlich tierischer Nahrungsmittel zuwandte, also der Jagd, während das Weib Wurzeln und Früchte suchte, daneben allerdings auch kleine Tiere, wie Schnecken, Würmer, Käfer usw. nicht verschmähte. Erst diese Entdeckung lieferte den Schlüssel zum Verständnis all' der bisher so rätselhaften Erscheinungen der verwandtschaftlichen Organisation. Vor allem wurde es nun klar, daß mit einer so allgemein gehaltenen Stufeneinteilung nach technischen Erfindungen, wie sie Morgan vorgenommen hatte, nichts getan war. Nicht auf die Technik kam es an, sondern auf die Wirtschaft. Zunächst mußte scharf unterschieden werden zwischen Gesellschaftsgruppen, die sich vorwiegend von der Jagd und der aus ihr hervorgegangenen Viehzucht ernährten, und jenen, deren wirtschaftliche Grundlage der Ackerbau bildete. In den ersten Wirtschaftssystemen herrschte der Mann, in den letzteren aber oft die Frau, die Erfinderin der Kunst des Ackerbaus, von deren Tätigkeit Wohl und Wehe der ganzen Gesellschaft abhing.

Aber nicht nur die Stellung der Frau war nun aus den Verwandtschaftsverhältnissen erklärt; auch die ganze Art des Zusammenlebens konnte nun auf diese zurückgeführt werden. Gustav Eckstein.

## Erlebnisse eines blinden Kindes.

Von Oskar Baum.

Brunos Eintritt in die Blindenanstalt verzögerte sich durch Mutters Krankheit. Man mußte jede Aufregung von ihr fernhalten und verschob darum Uebersiedelung und Abschied von einem Monat zum nächsten; ein ganzes Schuljahr ging schon darüber hin. Sein neunter Geburtstag war vorüber. Professor Gönnig machte sich Vorwürfe, die Reise, die Zukunft seines Sohnes konnte einmal unter dieser verzögerten Ausbildung leiden.

Er verurteilte, den Knaben wenigstens als Tagelöhner das Institut besuchen zu lassen. Doch der weite, für Bruno und doppelt für seinen Führer zeitraubende Weg morgens und abends in jeder Witterung war beschwerlich. Und es zeigte sich bald, daß diese Art des Schulbesuches Gelegenheit bot, die Schule nicht voll, nicht ernst zu nehmen.



Wenn die Mutter sich schwach fühlte, entließ sie ihn nicht. Nicht einmal für wenige Stunden durfte er fort von ihr. Sie hatte solche Angstvorstellungen, wenn er nicht um sie war. Wie leicht konnte ihm etwas zustossen! Er war allen möglichen bösen Zufällen völlig wehrlos ausgeliefert! Und wenn sie starb — der Gedanke verließ sie nicht mehr, — dann sollte er bei ihr sein. Sie würde nicht sterben können, wenn sie ihn nicht sah.

Eines Nachts stand plötzlich der Vater vor Bruno's Bett, rief ihn und sagte ihm beim Arm. Bruno wurde nicht gleich wach. Er war noch nie geweckt worden. Sein Kopf war schwer. Er mußte eben erst eingeschlafen sein.

„Zieh Dich an, Bruno!“ sagte der Vater. Er konnte kaum reden, seine Worte waren gleichsam von einer unterdrückten Atemlosigkeit unterbrochen und konnten nicht heraus; er war wie ohne Stimme.

Bei der Tür wandte er sich dann nochmals um: „Ins Schlafzimmer! Der Mutter ist nicht gut.“ Und er ging wieder hinein.

Bruno flog in die Kleider. Es war so seltsam, um diese Zeit sich anzuziehen.

Ganz still war es unten auf den Straßen und im Zimmer um ihn her. Die Geschwister mühten schon aufgestanden sein. Aber auch aus dem Schlafzimmer kam kein Laut. Mit der dunklen, unbegriffenen Angst mischte sich Neugierde: Was dem? Weshalb rief man ihn? Der Mutter war schon öfter bei Nacht übel geworden. Er wußte es. Er hatte Türen zufallen, eilig hin- und herlaufen gehört. Aber nie hatte man ihn gerufen. Man hatte nur immer um den Arzt geschickt.

Er war schon angeleitet; aber nun zögerte er. Er wußte nicht warum. Er fürchtete sich ins Schlafzimmer zu gehen. Unschlüssig hielt er eine Stuhllehne umklammert und tat einen Schritt. Da klopfte die Tür. Er fuhr zusammen.

„So komm doch endlich! Die Mutter hat nach Dir verlangt.“ Lorenz war es, Bruno's älterer Bruder. Er weinte. Zitternd schlich Bruno hinter ihm drein.

„Was ist denn?“ fragte er leise. Lorenz antwortete nicht.

Bruno schloß behutsam die Tür hinter sich, als er hineinkam, und blieb stehen. In der Vertikung wußte er nicht, wohin. Wortlos sah ihn der Vater, stellte ihn neben sich zum Bettrand und ließ die kleine Hand nicht mehr aus der seinen.

Keiner sprach ein Wort. Nur leise, mühsam unterdrückt hörte man Meili und die anderen weinen.

„Warum spricht die Mutter nichts, wenn sie mich hat rufen lassen?“ dachte Bruno vorübergehend, aber nicht ernsthaft, nur als ob er dachte, daß er das wohl fragen könnte. Was tat er hier? Wo war die Mutter? Es beängstigte, umschürte ihn die entsetzliche, gespensterhafte Vorstellung, daß die Mutter nicht da war. Er sah auch mit der Rechten die Hand des Vaters: „Wo ist die Mutter?“

Der Vater schrie auf, umschlang ihn, riß ihn zu seinem Gesicht empor und preßte ihn an seinen heißen, feuchten Mund. Und nach einem langen, schrecklichen Augenblick stellte er ihn wieder auf die Erde, aber er sagte kein Wort.

Da hörte man draußen Schritte. Sie klangen rücksichtslos, laut und grob. Es war wohl der Doktor. Ohne Gruß trat er ein und ging mit schnellen Schritten zum Bett, stand da eine Weile und tat wohl etwas. Dann senkte er tief auf, trat zum Vater und drückte ihm die Hand. Im Vorbeigehen strich er Bruno über den Kopf und war wieder fort.

Am nächsten Morgen sah Bruno überwach und blaß auf seinem Bett und hielt den Kopf zur Seite gelegt. Der Vater konnte diese eigentümliche nachlässige Haltung, die die Blindheit des Knaben deutlich verrät, nicht leiden und verbat ihm immer streng, sich so gehen zu lassen. Aber heute bemerkte er es gar nicht, und auch Bruno wußte wohl nichts davon. Er hörte, wie die andern bei Tische saßen und frühstückten. Er konnte nicht begreifen, wie sie es über sich brachten. Es war ihm, als seien sie im Einverständnis mit dem Bösen, das um sie vorging, als billigten sie es und willigten ein. Er schüttelte sich und wandte mit zuckendem Mund den Kopf weg, als man auch ihm zu essen brachte. Aber als der Vater mit ihm später noch ins Schlafzimmer gehen wollte, ehe man die Leiche überführte, da schrie er auf, stürzte und hielt sich am äußersten Bettrand fest, als fürchtete er Gewalt. Tiefer senkte der Vater das Gesicht und winkte Meili fast zornig ab, die sich dem Knaben mit einem Gebetbuch nähern wollte.

Unten beim Hausmeister sagte der Vater, als er fortging, man möchte doch eines der Kinder zu Bruno hinausschicken, um ihn zu zerstreuen und abzulenken. Aber die Kinder weigerten sich trotz Drohungen und Versprechungen; sie hatten eine solche Scheu vor dem blinden Kind. Nur Annie, die auch der Professor hauptsächlich gemeint hatte, legte die Schulbücher weg und ging hinaus.

Bruno saß allein. Die Schwester hatte in der Hauswirtschaft zu tun; der Bruder war vom Vater mit verschiedenen Aufträgen in die Stadt geschickt worden.

Vor Bruno auf dem Tisch lagen der Vaulasten, die Mappe mit den Reliefbildern, seine sonst so geliebte Schachtel zerlegbarer Zinnsoldaten, sein vollkommen eingerichtetes Häuschen voll niedlicher Tischchen, Stühlchen, winziger Leppiche, Schränke und Sofas. Nichts berührte er. Er sah, den Kopf auf die Seite gelegt und sann, grübelte ganz versunken, wie eingezwängt in seine unbarmherzig andrängenden Gedanken.

Wieso weiß man plötzlich nichts von dem, was doch weiter da ist, wie es war; ganz so! Nicht ein bißchen anders! Wieso ist man nichts und hört nichts mehr und will nichts mehr, und das alles auf einmal, nicht nach und nach? Vielleicht sind meine Augen schon gestorben und darum ist es so merkwürdig, daß ich doch weiß, ich habe sie; ich spüre sie, als ob sie ganz wären wie meine Hand und mein Ohr, und die Leute sagen alle, es fehle ihnen die Hauptsache, ja alles; jeder hätte sie ganz anders. Wer weiß, was die Mutter von uns allen jetzt nicht begreift. Vielleicht kann sie nur nicht reden und sich bewegen und nicht sagen, daß sie noch hört oder riecht.

Annie trat herein. „Guten Tag!“ sagte sie, und Bruno fuhr zusammen. Er kannte sie nicht. Er hatte ja keine Ahnung, daß man jemandem gesagt hatte, er möchte zu ihm kommen.

Er glaubte, diese hohe, fast singende Stimme nie gehört zu haben. Vielleicht war das die Mutter, die nur eine andere Stimme bekommen hatte, weil die ihre gestorben war. Er war ganz verwirrt von den nach Zusammenhang ringenden Rätselfragen, in die er sich vergraben hatte.

„Hast Du aber schönes Spielzeug“, sagte Annie tapfer weiter und senkte den Blick auf den Tisch, um das auf die Seite gelegte Gesicht nicht zu sehen, das so traurig war mit den aufgeregten Zügen und den stillen, gleichsam nicht dazu gehörigen Augen.

Bruno öffnete den Mund, aber er sagte noch nichts. Er legte die Hände auf das Spielzeug. Wer kam da zu ihm?

„Heute freut mich das alles nicht“, sagte er endlich.

„Ach Gott“, meinte das Mädchen betrübt, „aber ich bin doch hergekommen, um mit Dir zu spielen! Da werde ich wieder weggehen, wenn Du so ein Gesicht machst!“

„Nein!“ rief Bruno und richtete sich auf, „ich will ja gar nicht traurig sein. Bleib doch!“ Annie wäre auch gar nicht gegangen. Sie stand ganz ehrfürchtig versunken in den Anblick einer solchen Menge herrlicher teurer Sachen, die sie kaum in den Schaufenstern einer Spielwarenhandlung je beisammen gesehen hatte.

„Was ist das?“ fragte sie und zeigte auf ein kleines Zebra.

„Das?“ fragte er erstaunt, da sie ihm nichts in die Hand gegeben hatte.

„Na, das da!“ rief sie ungeduldig, ganz erfüllt von ihrer Neugier, und sah schon auf die vielen anderen fremdartigen Gestalten der reichhaltigen Menagerie, „mit den schwarzen und gelben Streifen!“

Streifen? dachte Bruno und sagte, ein wenig gedämpft, als fürchtete er, die Zaubererscheinung zu verschrecken: „Wer bist Du?“

„Ich?“ fragte sie lachend, als dächte sie, er mache einen Scherz. Er war doch hundert- und hundertmal auf der Treppe und im Hausflur an ihr vorbeigegangen. „Ich?“

Er nickte nur zögernd, weil er aus dem Ton herauszuhören glaubte, daß es dumm von ihm war, danach zu fragen.

„Weißt du wirklich nicht, wer ich bin?“

„Was sind das, Streifen?“ fragte er, schnell errötend, um ihre Aufmerksamkeit von seiner scheinbar so dummen Frage abzulenken.

„Nein, was du alles fragst!“ Sie lachte.

Bruno senkte den Kopf; wie sollte er nur mit ihr reden? dachte er verzweifelt.

„Je, ist das aber herzig!“ rief sie plötzlich entzückt. Sie hatte eine Hühnersteige entdeckt, in der auch kleine Küchlein und Eier waren, „so genau ist das gemacht, als wenn es lebte!“

„Was?“ dachte Bruno, aber er getraute sich nicht mehr, zu fragen. Immer wieder erblickte das Mädchen neue Schätze und Herrlichkeiten. Vor Bewunderung ganz außer sich, vergaß sie, daß sie in der Fremde war und stöberte ganz ordentlich darin herum. Bruno bemühte sich vergebens, zu erraten, was sie tat.

„So was Niedliches, zum Küssen!“ rief sie.

Er fühlte sich wie weggestoßen, nicht der Beachtung wert. Sie entfernte sich gleichsam von ihm.

„Du! Halt das mal! Ich möcht' es aufspannen!“ rief Annie voll Eifer und sprang zur Seite. Bruno streckte hilflos die Hand aus, — aber da packte es ihn wild. Er warf zornig den Sessel zurück, duckte den Kopf und das Weinen brach bitter los, gegen das er schon eine gute Weile angelämpft hatte. Annie fiel die Pappwand des Hauses aus der Hand, das sie eben aufstellen wollte. Erichroden sah sie auf ihre Hände herab und bekam ein schweres Herz. Sie hatte ja vor lauter Staunen über die schönen Dinge ganz vergessen, weshalb sie hergekommen war!

„Bruno,“ sagte sie leise und setzte sich zu ihm, „nicht wahr, Du bist mir sehr böse? Geh!“ Sie wollte ihm die Hände vom Gesicht nehmen. „Geh, schau mich doch an!“

Aber er weinte nur immer stärker, je mehr sie sich Mühe gab, ihn zu veröhnen.

„Du hast mir ja nichts gemacht,“ stotterte er schließlich, „aber warum bin ich nicht so wie Du? Warum? — Warum?“ stieß er schreiend heraus und stampfte auf den Boden. Hatlos sah Annie da, sah ihn an und dachte nach, was sie ihm sagen könnte. Da sah Bruno sie plötzlich hart bei beiden Armen, sein Gesicht hatte einen entsetzlichen, fast bösen Ausdruck, zu dem die immer noch feuchten Wimpern und Wangen nicht mehr paßten: „Ich lasse Dich jetzt nicht eher los, als bis Du mir alles erklärt hast, was ich nicht begreife. Alles! Alles!“

Das Mädchen war ganz blaß vor Schrecken und zitterte an allen Gliedern.

„Ist es richtig, daß Du ein kleines Mädchen bist? Ja?“



Annie drehte es sich im Kopf: Was wollte er? Er war vielleicht herrlich, und man wußte es nur nicht!

„Lüg' mich nicht an!“ begann er wieder drohend, als sie schwieg. „Sonst halte ich Dich so, bis mein Vater kommt. Und wenn es bis Abend dauern sollte. Da wird schon alles aus Dir herausbringen. Oder bist Du vielleicht ein böser Geist, der über mich Gewalt hat, weil meine Mutter gestorben ist? Aber ich werde doch sehen, ob ich mich quälen lassen muß!“ Und er schloß die Finger noch fester um ihre Arme.

Da sagte Annie leise: „Deine Mutter hat mich sehr lieb gehabt und mir immer Schokolade gegeben, wenn sie vom Einkauf kam, und hatte sie nichts anderes, so wenigstens Mandeln oder Lebkuchen. Weißt Du's denn nicht mehr, Bruno? Du warst ja so oft dabei: die Mutter führte Dich immer an der Hand.“

Da ließ Bruno sie los; ein stichtiges Rot fuhr über sein Gesicht, aber dann zuckte er trotzig die Achseln und sagte: „Wie hätte ich Dich erkennen sollen? Du hast ja damals vielleicht nicht einmal „danke“ gesagt.“

Annie stand auf und wollte gehen. Bruno, der sich schämte, so bumm und grob gegen sie gewesen zu sein, wollte sie so nicht fortlassen. Aber sie wollte es nicht merken, damit sie nicht etwa glaube, er fürchte deshalb gezankt zu werden. „Du sollst auch Schokolade und Obst haben, wenn die Mutter nicht da ist,“ sagte er wie von oben herab, „ich werde es Meili sagen. Warte ein Weilchen.“

Und Annie, deren Gedanken jetzt sehr mit dem Gebrechen dieses seltsamen Knaben beschäftigt waren, wunderte sich, wie sink er hin und her lief: in die Speisekammer, in die Küche, bis er seine Schwester fand. Und als er zurückkam, war er wie verwandelt. Er sprang umher, lachte, neckte sie und trieb Unfinn. Er bemühte sich, sie vergessen zu machen, daß sie weggehen wollte. Er brachte eine vollkommene eingerichtete Puppenküche eifrig aus einem Winkel herbeigeschleppt und alle von Meili erlangten Viktualien wurden nun gerieben, gerührt und auf mannigfache Weise „geloht“ und, nicht eben sauberer geworden, auf den zierlichen Tellern und Schüsselchen kredenzt.

Als sie endlich ging — es war sehr spät geworden — begleitete er sie bis vor die Tür hinaus. Er konnte sich gar nicht von ihr trennen. Und draußen sagte er, indem er ihre Hand ergriff — sie war ganz erstaunt, da sich noch niemand vor ihr je so förmlich verabschiedet hatte: „Nicht wahr, Du kommst bald wieder, Annie, und Du wirst Dich nicht vor mir fürchten?“ Er ließ ihre Hand nicht los. „Und jetzt, das kannst Du mir glauben — jetzt werde ich Deine Stimme schon erkennen, und wenn wir uns in Afrika treffen.“ Er lachte. Afrika! dachte Annie bewundernd und sagte ihm zu, gleich nachmittags wiederzukommen.

Und sie wurden Freunde, rasch und doch eng verbunden und voll tiefer Herzlichkeit, ohne Vorbehalt, wie es nur Kinder so einfach und selbstverständlich werden können.

Die kurzen Wochen ihres Zusammenseins wurden die schönsten Erinnerungen für ihr späteres Leben. — — —

Um dieselbe Zeit, als Bruno in die Anstalt kam, überfiedelte die Familie Görny aus jenem Hause in eine andere Gegend der Stadt. Bruno konnte diese beiden Ereignisse auch später noch in seinem Gedächtnis niemals auseinanderhalten. Ihm schien, als wäre das eine oder das andere nicht möglich gewesen.

Ich werde Annie nie mehr sprechen, nie mehr von ihr sprechen und gedenkt werden und die Spiele, die niemand anders so spielen kann, sind für immer vorbei!

Der Begriff des Sterbens schwebte ihm vor. Jemand liegt da im Zimmer und man weiß nicht, daß er da liegt. Es ist ihm etwas Schreckliches zugestoßen und niemand kann ihm helfen, ihn zurückbringen, weil man nicht weiß, wo er ist und es nie wissen wird. Er dachte ja nicht, daß Annie gestorben war, aber ihm war so, als hätten die Leute anders darüber als er.

## Kleines feuilleton.

### Völkerkunde.

Aus der Urzeit der alten Mexikaner. Die mexikanischen Wirren wollen kein Ende nehmen und beschäftigen gegenwärtig infolge der Präsidentschaftsfrage und der Stellung Oseles Sams zu Suerta mehr als je auch den europäischen Zeitungsleser. Da liegt es nahe, sich der jetzt ziemlich genau 400 Jahre zurückliegenden Zeit zu erinnern, als die Spanier mit Alt-Mexiko bekannt wurden und Cortez das Aztekenreich mit einer Handvoll Leute über den Haufen warf, trotz der anerkannt großen kriegerischen Tüchtigkeit seiner Bewohner.

Wer waren die Azteken und woher kamen sie? Lange hat man die Tradition der Azteken in der überlieferten Form für buchstäblich Wahrheit hingegenommen. Danach seien sie von weither aus dem Norden ins Tal von Mexiko eingewandert, aus Aztlan, was mit „Land des weißen Reichers“, mit „Land am Wasser“, neuerdings mit „Weiher Ort“ übersetzt worden ist. Aber schließlich hat man erkannt, daß die Überlieferung der Azteken über ihre Wanderung und ihren Wanderweg rein mythischer Art ist; denn die Verteilungen, die sie unterwegs berührt haben wollen, sind nichts weiter wie Sterne, und geographisch werden sie erst ganz in der Nähe des Zieles, an den Seen des Tales von Anahuac. Deshalb geht die neuerliche Ansicht dahin, daß die

Azteken, ein kleiner Name der weitverbreiteten Sprachfamilie der Nahuas, schon immer dort gefesselt haben, von wo sie später ihren Siegeszug antraten und ihr schnell zusammengefloppeltes Reich beherrschten: nämlich in den Sümpfen im Westen des heutigen Sees von Tezcoco, wo sie Fischfang und Gartenbau trieben und sich zu unternehmenden Kaufleuten auswählten.

Als Cortez 1519 in Mexiko einfiel, herrschte dort erst der neunte in der Reihe der Aztekenkönige. Danach wäre damals das Reich 100 Jahre älter gewesen, als etwa 250 Jahre. Aber es war sogar noch um 100 Jahre jünger; denn erst der Azteken vierter König befreite den solange bedeutungslosen Stamm aus seiner Abhängigkeit von den Nachbarn, und sein Nachfolger erst ging auf Eroberungen aus. Diese beschränkten sich dazu anfangs auf die Stämme und Städte in allernächster Nähe der Azteken selbst, und die Meerestüften im Süden und Osten haben sie erst wenige Jahrzehnte vor Ankunft der Spanier erreicht und notdürftig unterworfen. Nicht zum wenigsten aus dieser großen Jugend des Reiches erklärt sich dessen schneller Zusammensturz. Nur Iolo waren die übrigen Naturstämme, sowie die fremdsprachigen Völker mit Mexiko verbunden, und sie warteten nur auf eine Gelegenheit, das Joch abzuschütteln. Es gab ferner noch ganz unabhängige Enklaven im Reich, so die kräftige Stadtrepublik Tlaxcala, die sich denn auch schließlich mit Cortez gegen die Azteken verbündete. Andere kamen hinzu.

War somit der mexikanische Staat zur Zeit, als das Unheil nahte, noch jung und ungesertigt, so blühte seine die Spanier überraschende und lockende Kultur freilich auf ein höheres Alter zurück. Diese Kultur bezeichneten die Azteken selber nicht als eigenes Gut, sondern als eine Gabe des Volkes der Tolteken, das im 4. oder 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung von Norden her eingewandert wäre und später auf dem hochland ein großes Reich gegründet hätte, das hätte bis ins 11. Jahrhundert bestanden. Das hat auch die Wissenschaft früher angenommen, und sie hat auf die Tolteken auch die der mexikanischen in vielen Punkten gleiche Nahakultur Mittelamerikas zurückgeführt. Die neuere Amerikanistik ist dagegen geneigt, diese Tolteken ins Reich der Fabel zu verweisen. Wie dem aber auch sei: die Kultur Mexikos und des nördlichen Mittelamerikas mit ihrem Kalenderhystem, ihren Bilderschriften, Monumentalbauten und Kunstfertigkeiten muß das Ergebnis einer langen Entwicklung und darum alt gewesen sein. Nicht überall stand sie, als die Spanier kamen, auf derselben Stufe wie bei den Azteken: es gab Stämme, die zurückgeblieben waren, um die Otomi, und andererseits die Maya Yucatan, die das mexikanische Kulturgut weiter und zum Teil sogar höher ausgebildet hatten.

Daß die Hauptstadt der Azteken, das auf der Stätte der heutigen Stadt Mexiko gelegene, 1521 von Cortez zerstörte Tenochtitlan als Siedelung nicht erst eine Schöpfung der erobernden Azteken gewesen sein kann, erweisen die neuen Grabungen, durch die dort ältere Kulturschichten aufgedeckt worden sind.

Woher aber stammen die mittelamerikanischen Kulturen? Bezw. für die immer wieder auftauchende Behauptung, sie seien aus der alten Welt, besonders aus China, gekommen, haben sich nicht erbringen lassen, und so erscheint die Anschauung am annehmbarsten, daß sie ein Produkt des eigenen Bodens sind, dessen Natur überdies ebenso gut, wie die Ägyptens und Babyloniens, zur Herausbildung selbständiger Kulturen geeignet ist.

H. Singer.

### Medizinisches.

Die Behandlung des Klumpfußes. Eine der letzten wichtigen Leistungen des am 31. Oktober verstorbenen französischen Chirurgen Lucas-Championniere war ein Vortrag vor der Pariser Akademie der Wissenschaften, in dem er an einer Reihe von Röntgenaufnahmen die Ergebnisse seiner Operation des Klumpfußes zeigte. Mit diesem unschönen, aber leider recht bezeichnenden Namen belegt man eine arge Mißgestaltung des Fußes, die meist angeboren ist, aber auch in Gefolge von verschiedenen Krankheiten sich entwickeln kann. Es ist bald als hoffnungslos eingesehen worden, dies Uebel lediglich durch orthopädische Mittel zu heilen, sie müssen mit gewissen Operationen verbunden werden. Niemals aber sind diese in einer so tiefgreifenden Form vorgeschlagen und ausgeführt worden, wie von dem jetzt verstorbenen großen Chirurgen. Dieser hat es gewagt, alle Tarsalknochen herauszunehmen, um einen größeren Spielraum für eine vollkommene Streckung des Klumpfußes zu erhalten. Er ist damit bei den einfachsten und schwierigsten Ausbildungen des Klumpfußes zum Ziel gelangt. Eine Wiederholung des Eingriffs hat sich nicht als nötig erwiesen. Es ist kaum glaublich, daß eine so ausgedehnte Beseitigung von Knochen einen verhältnismäßig normal geformten und leistungsfähigen Fuß zurückzulassen vermag, aber Professor Lucas hat die Bürgschaft dafür übernommen, daß diese Möglichkeit gegeben sei, wenn die Operation möglichst früh vorgenommen werde, also meist an jugendlichen Personen. Bei solchen pflegt der Klumpfuß auch noch weniger schlimm zu sein. Nach längerer Zeit bilden sich dann nämlich neue Knochenkerne, die zur Befestigung des ausgebesserten Fußskeletts mitwirken. Die Weichteile des Fußes erleiden dabei keine bedenkliche Schädigung. Man hat schon früher die Beobachtung gemacht, daß die Operation an Erwachsenen weit heiller ist, als bei Kindern, und der Unterschied im Ergebnis wird hauptsächlich durch die größere Fähigkeit der jugendlichen Gewebe zur Bildung neuer Knochenzellen zu erklären sein.